

dem als auserwähltem Volk nicht Privilegien zustehen, vielmehr Sonderpflichten obliegen. Im Laufe unserer Geschichte hat es sich ergeben, daß der Begriff der Auserwähltheit¹, wie er etwa von den Propheten verstanden wurde, gewisse Wandlungen erfahren hat. Ja, er mußte gleichsam als Ventil herhalten, um den äußeren Druck der Galuth erträglich zu machen. Heute haben wir die Pflicht, manches neu zu überdenken. Während es etwa in Amerika noch eine kleine Gruppe gibt, die ihr Judentum lediglich als Religion ohne Nationalität versteht, unterscheidet der Redner in Israel zwischen der Grundhaltung der Mehrheit, die das jüdische Volk als Nation wie alle anderen Nationen betrachten möchte und zur Normalisierung strebt, und einer Minderheit – zu der sich Professor Simon selbst bekennt – die davon überzeugt ist, daß die Juden *ein Volk eigener Prägung* sind, für das der Glauben und der göttliche Bund wesentliche Merkmale sind. Daß der Nationalismus im heutigen Israel bisweilen recht ausgeprägt ist, kann damit erklärt werden, daß das jüdische Volk nach einer sehr langen Unterbrechung und spät wieder zu einer Nation mit eigenem Land geworden ist . . .

Der Geschichte des jüdischen Volkes gegenüber besteht in der israelischen Jugend eine gewisse Fremdheit. In der Überspitzung des Strebens nach „Normalisierung“ unseres Volkes übersieht man oft, daß es eben nicht eine „normale“ Geschichte ist, durch die das jüdische Volk gegangen ist. Denken wir etwa daran, daß die Pessach-Hagada nicht mit Heldentum, sondern mit zweifacher Knechtschaft beginnt: Knechtschaft in Ägypten und Götzendienerei unserer Vorväter. Das ist nicht der Anfang einer *normalen* Volksgeschichte, aber es ist *jüdisches* Geschichtsbewußtsein. Dieser Besonderheit in Stellung und Geschichte des jüdischen Volkes eingedenk, müssen wir uns aber trotzdem darüber klarwerden, daß heute eine neue Haltung gegenüber anderen Völkern notwendig ist. Es ist vor allem lebenswichtig, daß das Volk Israels ein neues Verhältnis zu den Arabern findet. Eine neue Synthese zwischen Humanismus und Nationalismus ist erforderlich. Es wird von entscheidender Bedeutung sein, ob es gelingt, den militärischen Menschen Israels – den das Land noch immer braucht – etwa nach dem Vorbild des Generals Rabin zu prägen, dessen Äußerungen nach dem Sechstagekrieg von wahren Humanismus zeugen [s. o. S. 34 ff.]. So stellt sich die Auserwähltheit als ungeheuer wichtige und schwere Aufgabe vor dieser jüdischen Generation dar: Es handelt sich darum, unter normalisierten Bedingungen nicht so sehr das auserwählte Volk zu bleiben, als vielmehr das auserwählte Volk zu werden!“

3 „Vergäße ich dein, Jerusalem? . . .“ (Ps. 137, 5) Internationales Symposium über christlich-jüdische Beziehungen in Straßburg vom 16. bis 20. Juli 1967

Bericht von Dr. Willehad P. Eckert OP

Ein Bischof lernt

Daß Bischöfe zum Wiederaufbau einer Synagoge ihren Glückwunsch aussprechen, ist, jedenfalls in Deutschland, nicht ungewöhnlich, daß sie an einer Feierstunde teil-

nehmen, einen Empfang geben, ein Interview gewähren, das alles ist uns bereits vertraut. Daß aber ein Bischof in einem Hörsaal Platz nimmt, um bei der jüdischen Autorität seiner Stadt zu lernen, ist gewiß nicht alltäglich. Die Teilnehmer des Internationalen Symposions in Straßburg, das vom 16. bis zum 20. Juli stattfand, durften es erleben. An diesem Symposium beteiligten sich Katholiken, die sich für ein christlich-jüdisches Gespräch engagieren – Leiter christlich-jüdischer Organisationen, Delegierte für ökumenische Arbeit zumeist –, aus den Vereinigten Staaten und Kanada, aus Israel und aus den westeuropäischen Staaten. Sogar Spanien war vertreten; denn es war Don Vincente Serrano, der Kanzler des Erzbischofs von Madrid und Präsident des Amistad Judeo-Cristiana, gekommen. Daß aus Deutschland Frau Dr. Gertrud Luckner nicht fehlen durfte, die Herausgeberin der Freiburger Rundbriefe, braucht kaum besonderer Erwähnung. Sie stand noch ganz unter dem Eindruck der Begegnungen in Israel nach den Tagen des Krieges. Im Beisein jüdischer und protestantischer Gäste erörterten die Teilnehmer des Symposions die Bedingungen des Dialoges nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Sie bekannten sich dazu, daß die unerlässliche Voraussetzung eines fruchtbaren Gesprächs die Anerkennung des jüdischen Volkes ist, so wie es sich selbst versteht. Dialog bedeutet Partnerschaft und zielt auf ein besseres gegenseitiges Verständnis. Damit ist jede Proselytenmacherei ausgeschlossen. Gerade aus der Offenheit des Dialoges erhofften sich die Teilnehmer des Symposions eine Vertiefung des eigenen Glaubensverständnisses. Unter dieser Voraussetzung war es dann auch möglich, für die Hauptvorlesungen ein Thema zu wählen, das durch eine jahrtausendalte Geschichte der Mißverständnisse belastet ist, nämlich den *Messianismus in jüdischer und christlicher Sicht*. Über Messianismus im jüdischen Denken sprach Professor André Neher aus Straßburg. Seinem Vortrag wohnte der Erzbischof Leo Arthur Elchinger bei, ganz einfach, um zu lernen. Am 29. September 1964 hatte er bereits vor den Konzilsvätern in St. Peter in Rom erklärt: „Häufig wird mir Gelegenheit gegeben, mit Juden ins Gespräch zu kommen.“ Nun bewies er seine Bereitschaft zu hören und zu lernen. Auf dem Konzil hatte Erzbischof Elchinger betont, es genüge nicht, lediglich die Werte des biblischen Judentums kennenzulernen, die Christen sollten sich vielmehr auch den religiösen Werten des heutigen Judentums gegenüber öffnen. Nun gab er selber ein Beispiel für eine derartige Haltung der Offenheit.

Die verwandelnde Kraft der Hoffnung

Messianismus im jüdischen Denken läßt sich auf verschiedene Weise darstellen. Man könnte von den Hoffnungen sprechen, die sich an eine Person und eine bestimmte, geschichtlich umschreibbare Zeit knüpfen, die Endzeit etwa. Den Gegensatz des jüdischen, des geschichtsbezogenen Denkens zu einem ungeschichtlichen, mythischen Denken könnte man schildern. Man könnte von der Verschiedenheit der Messiasbilder sprechen, wie das Moritz Zobel in seiner Anthologie „Gottes Gesalbter. Der Messias und die messianische Zeit in Talmud und Midrasch“, Berlin 1938, getan hat. Man könnte von den messianischen Bewegungen im Judentum sprechen. Nichts dergleichen tat André Neher. Er sprach vielmehr von der geringen Bedeutung, die das Wort Messias in neueren Darstellungen über jüdischen Glauben hat und die große Bedeutung, die seinem inneren Gehalt nach Messianismus dennoch für das Judentum hat. Drei Elemente erkennt er im jüdischen

¹ Vgl. zur Bedeutung der Auserwähltheit des jüdischen Volkes für die Gegenwartssituation den Sammelband von Martin Buber „Der Jude und sein Judentum“, Köln 1963.

Messianismus: das des Heils, das der Hoffnung und das der Freiheit. Vor allem die Hoffnung erweist sich als die stärkste Kraft des Messianismus. Die eigentlich auszeichnende Kraft des Juden überhaupt ist die Hoffnung. So ist es denn auch kein Zufall, daß auch der nicht mehr gläubige Jude Ernst Bloch sich zum Prinzip Hoffnung bekennt. Hoffnung ist eine Kraft, die zu verwandeln vermag. Dafür ist gerade die jüngste Geschichte ein Beispiel. Auschwitz schien das Ende zu bedeuten. Aber nach Auschwitz wurde der Staat Israel realisiert. Trotz allem Zurückbleiben hinter den Hoffnungen auf die Errichtung eines Gottesreiches trägt für Professor Neher der Staat Israel einige messianische Züge. Allerdings gibt er dem Verständnis des Messianismus einen eigenen Sinn. Die messianische Zeit ist nicht einfach das zu Erwartende, für das man nur bereit zu sein braucht. Die Verwirklichung der messianischen Zeit hängt auch vom Mittun des Menschen ab. Messianismus würde dann bedeuten, die Erfahrung des Leides in messianische, leidüberwindende Hoffnung umzukehren. Die Hoffnung gab in Israel den Menschen die Kraft, die Existenzbedrohung zu überstehen. Aus der Begegnung mit Israel nach dem jüngsten Krieg ließ sich Professor Neher noch zu einem zweiten Vortrag inspirieren, in dem er Zeugnis für Israel ablegte und um Liebe und Verständnis warb.

Messiasverständnis – die Trennungslinie zwischen Christen und Juden – dennoch Chancen einer Begegnung?

Daß das christliche Messiasverständnis sich tiefgehend vom jüdischen unterscheidet, daß hier vor allem die unaufheb-
baren Gegensätze begründet liegen, mußte von den beiden christlichen Referenten klar betont werden. Sie durften außerdem die innerchristliche Diskussion über dieses Thema nicht unerwähnt lassen.

Abbé Kurt Hruby, Paris, sprach über den Messianismus im christlichen Denken [s. o. S. 69 ff.], der Berichterstatter über Messianismus und Kirche. Abbé Hruby verglich die Aussagen der neutestamentlichen Zeugnisse mit den Ansichten der rabbinischen Tradition, zeigte das Übereinstimmende, aber auch das Trennende. Jesus spricht vom Gottesreich, ein Wort, das seinen Hörern durchaus vertraut war, in seinem Mund aber dennoch eine neue, eine eschatologische Bedeutung bekam. Die frühe Gemeinde betont weniger, als das Jesus selbst getan hatte, das Kommen des Gottesreiches, sondern wendet vielmehr ihre Aufmerksamkeit seiner Person als der des Messias und Herrn zu. Alle ihre Aussagen werden von der biblischen Erneuerungsbewegung unserer Tage wieder aufgegriffen und erneut auf ihren Sinn befragt. Das ist gut so. Wie Abbé Hruby mit aller Klarheit betonte, „sind ernsthafte und objektive Studien wohl das einzige wirksame Mittel, um nach und nach im Lichte einer besseren Erkenntnis zahlreiche Schlagworte und unglückliche Formulierungen zum Verschwinden zu bringen, die durch lange Jahrhunderte den Beziehungen zwischen Juden und Christen den Stempel aufgedrückt und praktisch die christliche Haltung zu den Juden bestimmend beeinflusst haben“. Eine Grundvoraussetzung für ein besseres Verständnis ist die Kenntnis der jüdischen Tradition, die eben auch nicht nur einen, sondern mehrere Arten des Messianismus kennt. Jesus sprengte den Rahmen der von der Tradition geprägten Messiasbilder. Der christliche Messianismus mußte sich daher notwendigerweise vom jüdischen immer mehr entfernen. Doch trotz allem Trennenden gibt es doch eine gewisse Gemeinsamkeit, nämlich in den Hoffnungen auf

das Endziel, das Kommen des Gottesreiches, wie es im Alenu-Gebet heißt: „Alle werden sie auf sich nehmen das Joch deines Reiches, und in Kürze wirst du über sie herrschen immer und ewig. Denn dein ist das Reich und auf ewige Zeiten wirst du in Herrlichkeit regieren.“ Wieweit Jesus selbst eine eigene Gemeinde zu errichten beabsichtigt hatte, dies zu klären, war Aufgabe des Berichterstatters. In der Botschaft Jesu ist keine Rede von einer Sondergemeinde. Doch zwingt ihn die Ablehnung, auf die er stößt, eine eigene Gruppe und Jüngerschar zu sammeln. Auch die Mitglieder der Jerusalemer Urgemeinde stehen zunächst nicht in einem konfessionellen Gegensatz zu ihrer Umgebung. Gruppenspannungen soziologischer Art gibt es freilich schon von vornherein. Doch ist das Judentum gerade in dieser Zeit reich an Gruppenspannungen. Trotz wachsender Spannungen und schließlich des offenen Konfliktes weiß sich zumindest die judenchristliche Richtung in der frühen Kirche noch immer dem ganzen Israel zugehörig. Die aus Heiden- und Judenchristen bestehende Kirche versteht sich als das neue Israel, als das neue Gottesvolk, das Juden und Griechen umfaßt, ohne dem einen oder dem anderen seine Eigenart zu bestreiten. Wenigstens in der Absicht des Apostels Paulus ist das so. Das Scheitern des Judenchristentums jedoch scheint ein Beweis dafür zu sein, daß diese Absicht illusionistisch war. Abbé Hruby stellte in der Diskussion die Frage, ob das Scheitern des Judenchristentums der Antike wirklich nur ein Factum historicum ist oder dahinter nicht eine Notwendigkeit steckt. Dann steht aber bei einer Konversion eines Juden zum christlichen Glauben mehr auf dem Spiel als nur seine persönliche Entscheidung und im Veto gegen die Konversion seitens der jüdischen Umwelt mehr als nur das Mißtrauen derer, die im Laufe der Geschichte durch Konvertiten wiederholt Kränkung und Schädigung erfahren haben. Das Judesein als solches wird betroffen. Hier führt die akademische Erörterung mitten in die existentiellen Probleme hinein, zwingt sie zur Überprüfung der Basis des Gespräches.

Bedingungen eines christlich-jüdischen Dialoges

Professor Manfred Vogel von Western University in Eventon (Illinois) sprach über die Bedingungen eines fruchtbaren Dialogs zwischen Christen und Juden. Er unterschied biblisches und hellenistisches Denken. Nur auf der Grundlage einer biblischen Theologie ist nach seiner Überzeugung ein sinnvolles Gespräch zwischen Christen und Juden möglich. So bestechend seine These war, so fand sie jedoch keine ungeteilte Zustimmung.

Der holländische Neutestamentler *De Kruif* wandte ein, auch die Bibel enthalte doch eine Reihe hellenistischer Elemente. In der Tat ist die Klärung des Einflusses des Hellenismus auf die spätbiblischen Schriften und auf das Judentum eine dringliche Forschungsaufgabe. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel, erklärte, er stimme Prof. Vogel darin zu, daß die Christen an das Judentum schon von ihrem Ursprung her gebunden seien und in ihrer Reflektion auf diesen ihren biblischen Ursprung des Judentums ansichtig würden. Aber dies sei eben das biblische Judentum und noch keineswegs das gegenwärtige. Hätte es denn nicht genügend christliche Exegeten gegeben, die zwar sehr ergriffen von dem einstigen Judentum sprächen, aber den Juden von heute kühl gegenüberständen! Die Christen dürfen sich daher nicht wundern, wenn Juden bisher zurückhaltend einem christlich-jüdischen Gespräch gegenüber seien. Die Erklärung des II. Vatikanischen Konzils zu den

nichtchristlichen Religionen (sog. Judenerklärung) hätten die Juden als Beginn eines Umdenkens gewertet. Um so tiefer seien sie jetzt enttäuscht. In den letzten Wochen hätten sie vergeblich auf ein gutes Wort der katholischen Hierarchie zugunsten Israels gewartet.

Vergaße ich Dein Jerusalem . . .

Nicht nur Prof. Neher warb für Israel. Vielmehr legten auch die aus Israel zum Symposium gekommenen Christen ein Bekenntnis des Vertrauens ab. Pater Jean Roger aus Jerusalem unterbreitete den Teilnehmern am Symposium eine Reflexion des Hauses Isaia der Dominikaner in Jerusalem, die zum Ausdruck bringt, daß Jerusalem sinnvollerweise eine geeinte Stadt sein sollte (s. o. S. 38 ff.). Die Christen in Israel sind der Überzeugung, daß es am besten ist, wenn Jerusalem im Besitze Israels bleibt. Die Notlage der Araber hat gewiß niemand verkannt. Ein Bekenntnis zu Israel richtet sich nicht gegen die Araber. Dennoch scheint es gerade jetzt angebracht, über dem Mitleid mit den arabischen Flüchtlingen nicht die Augen vor dem Anrecht Israels zu verschließen. Zwar steht den Mitgliedern des Symposiums nicht zu, politisch aktiv zu werden. Ihre moralische Verantwortung aber ließ sie folgende Erklärung abgeben:

Die Mitglieder des Symposiums haben sich besonders mit der gegenwärtigen Situation des Staates Israel beschäftigt. Sie anerkennen die tiefe Verbundenheit der Juden mit dem Hl. Land und vor allem mit Jerusalem. Sie sind zutiefst betrübt, daß in dem Augenblick, als das jüdische Volk in Israel in seiner nackten Existenz aufs Äußerste gefährdet war, sich so wenige maßgebliche katholische Stimmen gegen die Androhung des Völkermordes erhoben haben.

Sie hoffen und setzen sich dafür ein, daß Israel einen gerechten und dauerhaften Frieden findet. Sie vertrauen dem Wort der israelischen Regierung, die den Juden, Christen und Moslems freien Zugang zu den Hl. Stätten zusichert.

Die Botschaft des Bischofs

Erzbischof Elchinger gab den Teilnehmern des Symposiums zum Abschluß der Tagung einen Empfang und richtete an sie eine Botschaft, fast möchte ich lieber sagen, einen Auftrag:

Die Spuren des Antisemitismus, wo sie noch lebendig sind, sind zu tilgen, der Heilsplan zu bedenken, den Gott den Juden zgedacht hat, und ihre Sendung für die Gegenwart. Wenn die Christen sich ihrer jüdischen Wurzeln erinnern, ihren eigenen Glauben besser und tiefer verstehen, werden sie sich angetrieben fühlen, den kulturellen und theologischen Dialog mit den Juden fortzusetzen in gemeinsamer Front gegen Unglauben und Atheismus. Der Bischof sprach dann als Wunsch aus, die Konzilserklärung zu erweitern, da sie nichts über den Wert des gegenwärtigen Judentums sagt, während sie durchaus den Wert der anderen großen Religionen unterstreicht. Gerade im Bereich der Liturgie ließe sich noch manches verbessern, insbesondere in der Liturgie der Kartage. Schließlich lenkte auch Erzbischof Elchinger den Blick auf den Staat Israel und forderte die Teilnehmer des Symposiums auf, das Wiedererstehen Israels und seine Selbstbehauptung ohne einen eigensüchtigen Vorbehalt anzuerkennen. Denn die heiligen Orte der Christenheit sind zur gleichen Zeit

auch die heiligsten Stätten und wichtigsten Orte der Geschichte Israels. In der Anerkennung dieser Tatsache kann ein wahrhafter Dialog zwischen den Zweigen der Familie der Kinder Abrahams angebahnt werden.

4 Abraham, Vater des Glaubens

Ein jüdisch-christliches Symposium in Arnoldshain vom 16. bis 19. Mai 1967

Von Dr. Willehad P. Eckert OP

Daß in Deutschland sich an einem jüdisch-christlichen Gespräch mehrere Juden aktiv mitgestaltend beteiligen, dürfte ziemlich selten sein, noch seltener, daß gleich drei von ihnen Rabbiner sind. Das aber ereignete sich auf einer Arbeitssitzung für christliche und jüdische Exegeten, die unter dem Leitthema: „*Kontinuität und Diskontinuität – Analyse biblischer und talmudischer Grundbegriffe*“ in der Evangelischen Akademie in Arnoldshain/Taunus stattfand. Zum zweiten Mal hatten dazu der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die Arbeitsgemeinschaft „Juden und Christen“ beim Deutschen Evangelischen Kirchentag, der Herausgeberkreis des „Freiburger Rundbriefes“ um Frau Dr. Gertrud Luckner und die Evangelische Akademie in Hessen und Nassau eingeladen. Ging es in der Pfingstwoche vor einem Jahr um eine Analyse der antijudaistischen Stellen im Neuen Testament¹, um so Wege der Überwindung tief eingewurzelter Vorurteile zu finden, also letztlich um einen Vorgang christlicher Selbstprüfung und Neubesinnung, so sollte in der diesjährigen Arbeitstagung das Juden und Christen Gemeinsame, freilich auch die Eigenart der jeweiligen Glaubenserfahrung herausgestellt werden. Für das Empfinden der meisten Christen, gleich ob sie nun Katholiken oder Protestanten sind, bilden Altes und Neues Testament eine nahtlose Einheit. Sie machen sich kaum genügend klar, daß für die jüdische Religions- und Geistesgeschichte entscheidende Jahrhunderte zwischen dem Abschluß des Tenachs – des Alten Testaments in christlicher Redeweise – und dem Neuen Testament liegen. Wer aber einmal sich die Bedeutung dieser Jahrhunderte klargemacht hat, dem drängt sich die Frage nach dem Verhältnis von Schrift und Überlieferung, von schriftlicher und mündlicher Tora auf, die Frage nach der lebendigen Tradition, in der es Beharrendes und Fortschrittliches gibt. Der wird weiter fragen nach dem Wurzelgrund des christlichen Glaubens im Judentum, aber auch nach den Umbiegungen und Umdeutungen, die er vorgenommen hat. Mißverständnisse können abgebaut werden. Vor allem aber soll und muß die Atmosphäre der jüdischen nachbiblischen Tradition sichtbar gemacht werden. Daß dies in Arnoldshain geschah, ist den jüdischen Teilnehmern an diesem Symposium vor allem zu verdanken: Landesrabbiner N. Peter *Levinson*, der die Tagung nicht nur mitvorbereitet hatte, sondern auch durch Fragen und Hinweise voranzutreiben wußte, Rabbiner E. *Schereschewsky*, der über Königsherrschaft und Reich Gottes im Tenach und in der talmudischen Tradition sprach, und Rabbiner Roland *Gradwohl*, der aus dem reichen Schatz der Midraschim ein lebendiges Bild von Abraham, dem Vater des Glaubens in der jüdischen Tradition, zeichnete, Professor

¹ Die Referate und Diskussionsbeiträge des Symposium 1966 in Arnoldshain sind inzwischen in einem Band erschienen (s. u. S. 122 f.).